

Pavel Florenskij - prende le mosse dall'amicizia intesa come «nascita misteriosa del «tu» e come il luogo nel quale «ha inizio la rivelazione della verità, o almeno di qualche scheggia di essa» (p. 75). Infine, su altre tonalità, Giovanni Romano si china da storico dell'arte sui contributi pozziani dedicati a parola e immagine, notando nello studioso uno «scarso interesse» per le istituzioni del campo figurativo e riconoscendogli però nel contempo il merito di aver battuto altre strade, altre «storie» delle molte possibili nel vasto patrimonio della storia dell'arte.

Chiude il volume un'utile e approfondita *Bibliografia degli scritti di Giovanni Pozzi* curata da Luciana Pedroia, nella quale manca forse soltanto la nota con cui, sulle pagine di «Cooperazione» del 4 dicembre 1965, il professore prendeva pubblicamente posizione a favore dei suoi studenti friburghesi, chiamati ad un'accesa diatriba su questioni linguistiche da Giorgio Orelli. Altro nome, purtroppo, di un'epoca che non c'è più.

Pietro Montorfarni

*Manuel Menrath (Hg.): Afrika im Blick. Afrikabilder im deutschsprachigen Europa 1870-1970. Zürich, Chronos Verlag, 2012, 329 S., ill.*

Das Werk ist ein Sammelband mit Beiträgen von 15 Autoren und Autorinnen, die zu qualifizierter deutschsprachiger Gegenwartshistorik zählen. 2011 präsentierte die Universität Luzern die deutsche Wanderausstellung *Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg*, die ergänzt ist mit schweizerischem Teil. Das Historische Seminar der Universität Luzern führte dazu eine Ringvorlesung *Europas Afrika* durch. Aufgrund dieser Vorlesungsreihe entstand das Konzept für diesen Sammelband (20), wie der Herausgeber, Assistent für Geschichte der Neuesten Zeit an der Uni Luzern, Manuel Menrath, in der dreißigseitigen Einleitung erklärt.

Dankbarerweise fasst er darin komprimiert die zwölf Beiträge zusammen: «*Inhaltlich geht es um fiktive, reale oder instrumentalisierte Bilder und Vorstellungen, die zu einem [rassistisch] imaginierten «Afrika» beigetragen haben*» (24). Das ganze Unternehmen ist energische Bekämpfung gerade auch des Schweizer Rassismus, für den auch die zitierte Rezeptionsanalyse des beschämenden Bucherfolgs *Die weiße Massai* (1998) dient. «*Die multiperspektivischen Beiträge beschäftigen sich... mit Missionsgeschichte, Sprachgeschichte, kritischer Militärgeschichte... Ein Bild das nichts über Afrika, aber umso mehr über die deutschsprachigen EuropäerInnen verrät*» (25). Die Autoren sind gleichgewichtig Deutsche, Österreicher und Schweizer.

Motiviert ist diese neueste Phase genereller Rassismuskritik durch das schlechte Gewissen der Weißen über katastrophale Folgen ihres Afrikakolonialismus im sogenannten postcolonial turn seit zirka 1980. Doch wird in einigen Beiträgen zugestanden, dass die Erhebung einer Meinungsforschung bei den Afrikanern selbst noch recht schwierig sei. Sie bleiben auch in diesem Werk wie soeben zitiert zugeständenermaßen nur Randgestalten, nicht die erforschten Subjekte und ihre anti- oder pro-koloniale Meinung selbst. An anticolonialen schwarzen Intellektuellen war gleich nach der beginnenden Selbstregierung ihrer Nationen seit 1960 ja kein Mangel und wurde durch die «*Schwarze Theologie*» («*Gott und Engel sind schwarz / Teufel und Dämonen weiß*») von Cone etc. im Martin-Luther-King-Aufbruch in den USA damals noch massiv verstärkt, besonders in der Anti-Apartheid Südafrika. Deren dortige Vorkämpfer haben leider im neuen Südafrika fast vollzählig fette Regierungsposten besetzt und scheinen ihre Theologie vergessen oder verdrängt zu haben.

Jetzt folgt in der nachgeborenen Jugend die nicht mehr persönlich von brutalem Rassismus beschädigt ist, schon eine

neueste radikale Umkehr. Die Segnungen des weißen Kolonialismus gewinnen steigend an Wertschätzung, im Kontrast zu den mehrheitlich krassen parasitischen Regierungsschichten ihrer eigenen nachkolonialen Volks- und Rassengenossen, von denen manche aus Unterdrückten zu Unterdrückern wurden, Mugabe als das klassische Beispiel. Davon ist in diesem Werk begreiflicherweise noch kein Wort zu lesen und insofern macht es schon einen datierten, jedoch für historische Information großartigen Eindruck.

Damit sind wir bei dem für den Rezensenten und für *Helvetia Franciscana* interessantesten und zugleich problematischsten, dazu im Sammelband erstplatzierten Beitrag von Marita Haller-Dirr: «*Du schwarz, ich weiss*». *Afrika-Vorstellungen von [Baldegger] Missionarinnen und [Schweizer Kapuziner] Missionaren*. (31-67). Die Autorenliste meldet, dass sie «*im Auftrag der Schweizer Kapuziner seit 1991 in über 30 Einsätzen das Archiv der Kapuzinerprovinz Tansania errichtete*». Sie warnt zwar schon im ersten Satz ihres Prologs (31), den Gesamteindruck der meist erstaunten Leser vorausnehmend, dass der Bericht «*nicht abwertend gemeint*» sei, doch «*[für] die damaligen Missionarinnen und Missionare war der ganze Kontinent voller negativer Klischees vom armseligen, rückständigen, ungläubigen Afrikaner*». Kurz und gut, diese Schweizer Frohbotschafter Jesu (?) waren Rassisten, ja mehr noch, mit ihren massiven Publikationen rassistische Leser Kreierende wie alle «*Kinder ihrer Zeit*». Dies ist der cantus firmus dieser Arbeit, obgleich doch recht oft, aber nur sotto voce zugestanden wird, dass sie als Historikerin sich in jene Zeit (empathisch und sympathisch, wie wir sagen würden) sich hineinzudenken und von anachronistischen Werturteilen sich zu säubern hätte. Der Rezensent kann leider nicht die Berge archivalischer Quellen einsehen, die dieser fleißigen Arbeiterin zur Verfügung standen. So ist er völlig außerstande, deren doch scheinbar gro-

tesk selektive Lesung proportional zu beurteilen. Selbst die Missionsarbeit und deren spirituell-religiöse Effekte positiv beschreibende Missionsberichte werden zu oft negativ hinterfragt oder gar als bloße oder gar fiktive Stimulierung von Geldquellen beargwöhnt.

Wenn der in gleichartigen zimbabwischen und kenyanischen Quellen besser beschlagene Rezensent sich fragt, wieso die Autorin doch in löblichstem antirassistischen Enthusiasmus zu solcher (darf man das sagen?) Schwarz-Weiß-Malerei des hundertjährigen Schweizer evangelisatorischen Kapuziner-Unternehmens in Tansania kommt, stellt er sich unter anderen folgende Fragen:

Warum fehlt eine Meinungsbefragung der heutigen 200 schwarzen Kapuziner und schwarzen Schwestern darüber, wie sie ihre Erzieher und Vorfahren diesbezüglich erfahren haben?

Weshalb wird diesem volkstümlichsten aller Orden sein oft derb humoristischer und unterhaltsamer verbaler Karikaturisten-Literaturstil nicht in Rechnung gesetzt?

In des Rezensenten breiter Recherche zeigen die internen Korrespondenzblätter der verschiedensten missionierenden Orden der verschiedensten Nationen dieselbe hohe Humoristik und Selbstverulking, psychologisch sicher auch spürbarer Effekt enormer physischer Strapazen, Mühsal und Frustration über die gemäß Jesu Parabel von der Saat und deren verschiedener Bodenqualität oft ernüchternde Missions- und Kirchenwirklichkeit.

Weshalb zitiert die Autorin einen romantisierenden, Taufe verweigernden, doch kirchlich heiratenden Jomo Kenyatta über angeblich generell zu kritisierende «*Missionsmethode*»? Während der doch ebendort (32) zitierte, heute schon klassisch gewordene Schweizer Missionshistoriker John Baur in seiner außerordentlichen Sympathie zum

schwarzen Menschen und dessen vielfältiger Charakterisierung von der Autorin scheinbar nicht internalisiert wurde?

Warum zitieren Herausgeber (15, Fußnote 41) sowie Autorin (34, Fußnote 10) den leidenschaftlichen Rassismus-Bekämpfer und medienwirksamsten Schweizer Missionsverleumder Al Imfeld SMB (= Immenseer Missionare) als Zeugen ihrer eigenen erwachten «*Missionskritik*»? Imfeld aus der Schule des Missiologen Johannes Beckmann (*Katholische Kirche im neuen Afrika*. 1947 (!)) war nie, wie der Herausgeber irrtümlich behauptet, «*in den 1950er-Jahren selbst in Afrika als Missionar tätig*», sondern ging als bloßer Journalist 1966 für zwei Jahre nach Rhodesien, gab jedoch der «*Mission als religiöser Welteroberung*» (Untertitel 2012) damals schon allsobald den Abschied. Er machte sich verdient als tüchtiger Anwalt und Gründer des Berner Informationsdienstes Dritte Welt. Seine den Tatsachen entsprechende moralische Destruktion Albert Schweitzers als französischen Rassistens wird vom Herausgeber Menrath auf Seite 15 (Fußnote 41) als «*äußerst interessant*» beurteilt. Dabei entgeht ihm, dass schon der entlarvende Titel des entsprechenden Kapitels «*Albert Schweitzer als missionarisches Ideal oder ein moralischer Kolonialmensch?*» von Imfeld tatsachenwidrig formuliert ist. Schweitzer ging, nachdem er als Straßburger Neutestamentler mit seinem bekannten klassischen Werk über die historische Jesuskritik des 19. Jahrhunderts seinen Jesusglauben verloren hatte, nicht als Missionar, sondern als quasi-buddhistisch «*Ehrfurcht für Leben*» motivierter Mediziner 1913 nach Lambarene. Imfeld hatte ihn entgegen mancher Behauptung nie besucht. Auch der Schweizer Kapuziner Missiologe Walbert Bühlmann mit mehrjähriger Tansania-Erfahrung wird nicht mit seinem löblichsten Werk über einen fiktiven «*Missionsprozess [der afrikanischen Intellektuellen pro und contra Mission] in Addis Abeba*» (1977) zitiert, sondern nur mit seinen zuweilen doch arg «*kapuzi-*

*nerisch-grotesken*» (wenn man so sagen darf) wenig wissenschaftlichen Überreibungen.

Von wem werden Nickneger, «*Zehn kleine Negerlein*», Globi-Illustrationen etc. als rassistisch-verdemütigend empfunden? Die meisten Schwarzen haben in meiner Erfahrung mit deren kulturell weit höherem Humorpegel als ihre gutmeinenden deutschsprachigen akademischen Anwälte damit keinerlei Probleme oder Ressentiment. Noch heute haben sie meist ihre helle Freude an solch glorios unterhaltsamer Spielerei, oder an manchen Foto-Beispielen der Autorin, die nur sie selber als Beweise ihrer eigenen missionarskritischen Optik empfindet, wie vom Rezensenten eben mehrfach getestet.

Darf man zum Schluss Frau Haller einladen, aus ihrem Berg von tansanischen Kapuzinerdokumenten ähnliche rassistisch-kritische wie den folgenden Kontrapunkt aus Togo (Seite 203) auszugraben: «*Eine harte Haltung nahm [anti-missionarischer Halbschweizer Kolonialoffizier] Knecht gegenüber Missionaren ein, die auf ihre Art einen weiteren Machtanspruch neben Wilhelm II. erhoben. Im Grund seiner Seele hasse er den scheinheiligen Typ, der sich durch die Mehrzahl ihrer Vertreter ziehe. Er vermeide in Gesprächen mit ihnen alles, was sich später gegen ihn verwerten lasse. Als Hintergrund nannte er, dass Missionare in Togo extreme Mißstände unter einem Bezirksamtmanne angezeigt hatten. Als er einen Missionszögling... wegen Lügens verprügelte und den Patres mitteilte, dies helfe mehr als alle frommen Ermahnungen, habe er sich wahrscheinlich das Prädikat eines Barbaren erworben. In typisch rassistischer Manier behauptete er, das Lügen gehöre zum Leben des Schwarzen wie das Essen und Trinken, und entsprechend seien Missionsberichte gänzlich unglauwbüdig*».

Darf man von Herausgeber und Archivarin dieses im Übrigen lobwürdigen ras-

sismuskritischen Sammelwerkes etwas weniger überbordende *ira et studium* erwarten?

Luigi Clerici SMB

*François Guex: Romont, Stiftskirche und ehemalige Kapuzinerkirche. Bern, Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, 2014 (GSK 93, Nr. 928), 44 S., ill., Glossar.*

Der Schweizerische Kunstführer widmet sich in einer seiner jüngsten Nummern dem historischen Städtchen im Kanton Freiburg: Romont. François Guex beschreibt darin zwei Sakralgebäude. Er nennt die gotische Stiftskirche als Zeugnis der Beharrlichkeit einer selbstbewußten kleinen Bürgerschaft der 1244 als savoyischen Stützpunkt gegründeten Siedlungsfestung. Beschrieben wird die Baugeschichte 1296-1634, also bis zur Fertigstellung des im Wesentlichen auch heute so sich zeigenden Turms; zuerst das Äußere (4-11). «Der freie Platz zwischen Schloss und Schulhaus gewährt den nötigen Abstand, um das Gebäude mit einem Blick zu erfassen: ein gotischer Bau aus Sandsteinquadern nach Art einer Basilika» (5). Dann folgt die Würdigung und Erklärung des Inneren (11-33). Es «ist das Ergebnis der resoluten Neugestaltung unter dem Architekten Fernand Dumas, die 1940 abgeschlossen wurde. Dem Zeitgeist entsprechend wurden die Sandsteinmauern und die Tuffgewölbe von Putz und Tünche befreit, die Oberflächen neu behauen und jede Spur der mittelalterlichen Bearbeitung getilgt» (11). Die Stiftskirche Notre-Dame de l'Assomption sei eines der bedeutendsten gotischen Gebäude im Kanton Freiburg geblieben, eingestuft als ein Zeuge der Beharrlichkeit einer kleinen Bürgerschaft mit Einfluss zwischen Jura und Alpen. Auf die eigentlich sehr bemerkenswerten Details der inneren Ausstattung - zu nennen sind zum Beispiel das wunderbare Chorgestühl aus der Zeit um 1468 oder die bedeutende Sammlung von Glasgemälden «ohne

*musealen Hauch»* (33), da sie ihre ursprüngliche Aufgabe im Kirchenraum erfüllen - möge in dieser Besprechung nicht näher eingegangen werden, denn im Vordergrund steht für die *Helvetia Franciscana* diese Publikation betreffend *Die ehemalige Kapuzinerkirche* (34-41) mit vielen bis anhin eigentlich nie aufgefallenen Spezialitäten.

Erzählt wird zunächst die Vorgeschichte mit dem Kapitel *Von den Minimern zu den Kapuzinern* (34-35): Romont, das sich 1536 unter die Herrschaft Freiburgs stellte, und sein Umland sind der reformiert gewordenen Waadt benachbart. Zur Festigung des katholischen Glaubens waren Prediger, Beichtväter und Katecheten von auswärts nötig, meistens Ordensmänner, da der Stiftsklerus sich auf Eucharistie beschränkte. Der Rat von Romont führte Verhandlungen mit neuen und dynamischen, damals modernen Ordensgemeinschaften, was 1619 unter dem Segen des Freiburger Rates zur Ansiedlung und Gründung eines Hospizes mit *Minimern* bewirkte. Die *Minimern*, gegründet um 1460 vom Kalabresen Franz von Paola, auch Orden der *Bons-Hommes* genannt, befolgten andauerndes Fasten und waren Veganer, schwarz gekleidet, auch zum Schlafen ihre Kutte nie ablegend. Ihr für damals exotisch anmutender Lebensstil entsprach weder den Vorstellungen noch den Bedürfnissen der Seelsorge bei Behörden und Bürgern Romonts und sorgte für Konflikte. Die Ausweisung geschah 1725. Daraufhin erfolgte 1727 die Berufung von Freiburger *Kapuzinern* nach Romont, die eine Niederlassung für drei Patres und einem Bruder als Hospizstatus bewirkte. Die Volkstümlichkeit dieses Ordens war offenbar Garantie für eine dauerhafte Ansiedlung mit Nachhaltigkeit. Die Behausung war zuerst das *Minimernhospiz* im vormaligen Gasthaus zum *Lion d'Or* mit dem angrenzenden Stall als Kapelle. Sie genügte nicht mehr den Bedürfnissen der Kapuzinergemeinschaft und den Gottesdienstbesuchern. So war der seit 1745 aus Romont stammende Superior des